

FRAUENBILDUNG IN CHINA IN HISTORISCHER PERSPEKTIVE¹

Gotelind Müller

Sehr geehrte Damen und Herren,

am 22. Mai 2001 verkündete der Staatsrat der VR China sein „Programm für die Entwicklung von Chinas Frauen“ in der Dekade 2001-2010. Chinas Frauen, die – nach dem bekannten Mao-Wort – die „Hälfte des Himmels“ tragen und deren Gleichstellung seit Gründung der Volksrepublik formal dekretiert ist, haben diese Gleichstellung anerkanntermaßen noch nicht realisiert. Dies wird von offizieller Seite gern mit dem „feudalistischen Erbe“ Chinas erklärt. Die Frauen sollen nun in der kommenden Dekade die formal bestehende Gleichstellung auch realiter weitgehend erreichen. Einen zentralen Punkt für diese Agenda stellt die Verwirklichung gleicher Bildungschancen für Frauen dar, da Bildung generell von der chinesischen Führung als Schlüssel zur Entwicklung entdeckt worden ist. Zwar sind gleiche Bildungschancen für beide Geschlechter seit Gründung der Volksrepublik offiziell vorgesehen, und seit 1986 existiert auch ein Gesetz zur generellen Schulpflicht (9 Jahre), doch erfolgt die Umsetzung regional sehr unterschiedlich. Immer noch stellen Frauen selbst nach offiziellen Statistiken etwa 70% der Analphabeten (was etwas über dem internationalen Durchschnitt liegt), haben eine deutlich höhere Schulabbrecherquote, einen durchschnittlich niedrigeren Bildungsstand als Männer und sind entsprechend überwiegend in gering qualifizierten Berufen tätig. Zudem sind sie besonders von Arbeitslosigkeit betroffen. Daher gehört das Thema „Bildung“ auch zu den zentralen Punkten der chinesischen Frauenbewegung, ist Bildung doch eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für eine Verbesserung der Situation der Frauen allgemein.

Besonders wird von offizieller Seite am Bildungsstand der Frauen bemängelt, dass sie über unzureichende wissenschaftlich-technische Kenntnisse verfügten. Nach der Auswertung von Befragungen, die Mitte der 90er Jahre durchgeführt wurden, waren die Kenntnisse von Frauen in naturwissenschaftlichen Fächern denen der Männer weit unterlegen. Lediglich in

¹ Antrittsvorlesung als Privatdozentin an der Universität Freiburg (2002)

Gesundheits- und Umweltfragen wussten sie besser Bescheid. Da aber wissenschaftlich-technische Kenntnisse als zentral für die Entwicklung Chinas angesehen werden, wissen Chinas Frauen aus staatlicher Sicht also „zu wenig“ bzw. das „Falsche“ – trotz staatlich verordneter Koedukation. Auf der anderen Seite schätzten immerhin 42% der Frauen ihrerseits wissenschaftlich-technische Kenntnisse als „nicht zur Allgemeinbildung gehörend“ ein. Dies weist darauf hin, dass die Sichtweisen bzgl. des Inhaltes und Zwecks von Bildung für Frauen auch im heutigen China durchaus nicht uniform sind. Vielmehr steht die Bildung von Frauen an der Schnittstelle von mehrfachen Interessen:

1. staatlichen Interessen, also was erwartet der Staat von seinen weiblichen Bürgern?
2. allgemein öffentlichen Interessen, also wie definieren Meinungsmacher, Medien und maßgebliche Intellektuelle (i. d. R. Männer) weibliche Bildung?
3. Interessen organisierter Fürsprecher von Frauen, die selbst unterschiedliche Ziele verfolgen, etwa der offizielle Frauenverband oder die frei organisierte Frauenbewegung
4. familiären Interessen, also welche Erwartungen haben die Geburtsfamilie oder die Familie, in die die Frau eingeheiratet hat?
5. persönlichen Interessen, also welche Erwartungen haben Frauen selbst bezüglich ihrer Bildung?

Hinzu kommen die mehrfachen Rollen, die Frauen zugewiesen werden, die sich im Wesentlichen als reproduktive und produktive zusammenfassen lassen.

Aus diesem Befund lässt sich erkennen, dass das Problem der Frauenbildung nicht nur auf der institutionellen Ebene besteht, also beispielsweise in mangelnden Zugangsmöglichkeiten zu Bildung, sondern auch auf der gesellschaftlichen und ideologischen Ebene, denn Bildung ist aufs Engste mit ihrer Zielvorstellung verknüpft: Welchen Werdegang soll sie der Frau eröffnen? Für welche Arbeiten soll sie qualifizieren? Welche Weiblichkeitsvorstellungen bedienen?

Gerade im Laufe der sog. Reformperiode seit 1978 wurde wiederholt festgestellt, dass „traditionelle“ Anschauungen in Bezug auf Frauenbildung wiederauflebten; Bildung für Frauen etwa als generell überflüssig bzw. als Luxus gelte, oder aber für spezifisch weibliche Bildungsinhalte plädiert werde, da Frauen wieder – in Abgrenzung von maoistischen Nivellierungstendenzen – auf geschlechtstypische Berufe vorbereitet werden sollten, wenn man sie nicht ganz aus dem Arbeitsmarkt heraus zurück ins Heim holen wolle. Hinter diesen Diskussionen standen natürlich aktuelle sozioökonomische Probleme wie Arbeitsplatzmangel, den man zumindest für den männlichen Bevölkerungsteil dadurch zu verringern hoffte, dass Frauen gezielt entlassen oder gar nicht erst eingestellt wurden. Jedoch ähneln die Argumentationsmuster selbst im sich sozialistisch verstehenden China in vielerlei Hinsicht denen, die schon früher in der Diskussion um das Ob und Wie der Frauenbildung angeführt wurden.

So hob beispielsweise die Auswertung der besagten Umfrage zum wissenschaftlich-technischen Kenntnisstand von Frauen hervor, dass Chinas sozioökonomische Entwicklung gebremst werde, wenn die Hälfte der Bevölkerung mangelhaft ausgebildet sei. Ähnlich argumentierte man schon vor 100 Jahren, als China, vom Imperialismus bedroht, dem sozialdarwinistischen Vernichtungskampf zu entkommen suchte. Als einen der entscheidenden Gründe für Chinas Schwäche definierte damals Liang Qichao, der einflussreiche Reformler und Chinas „erster Journalist“, die Ignoranz der Frauen. Hatten der Westen und auch Japan nicht die allgemeine Schulpflicht eingeführt und sich damit ein Volk von bewussten Staatsbürgern erzogen? Wie konnte China, der „kranke Mann Asiens“, es sich leisten, halbseitig gelähmt nach vorn preschen zu wollen (um Liangs Lieblingsmetapher zu zitieren)? Einerseits schob Liang damit bequem den Frauen die Schuld an Chinas Misere zu, denen man Bildung schließlich systematisch vorenthalten hatte, andererseits begründete er damit aber auch die Forderung nach einer institutionalisierten Mädchen-Bildung durch den chinesischen Staat, was 1907 erstmals umgesetzt wurde und wovon Frauen dann auch profitierten.

Aber auch ein anderes altgedientes Argumentationsmuster wurde im Zusammenhang mit der Bewertung des wissenschaftlich-technischen Wissens von Frauen herbeigezogen: Frauen müssten besser ausgebildet werden, weil sie die Mütter der kommenden Generation seien und

in der Familie als Erzieherin wirkten. Auch dies hatten seit Liang Qichao viele Reformer beschworen. Aber das Argument galt schon sehr viel früher. Bereits das erste bekannte Buch über vorbildliche Frauen im alten China begründete die Legitimität von Frauenbildung auf diese Weise, wenn auch primär als moralische Bildung verstanden: Liu Xiangs „Biographien vorbildlicher Frauen“ (*Lienü zhuan*) aus dem 1. Jh. v. Chr. Obwohl Konfuzius sich nicht direkt über die Lernfähigkeit von Frauen äußerte – seine Schüler waren natürlich alle männlich –, wird von einigen herausragenden Konfuzianern berichtet, dass ihre Mütter direkt oder indirekt entscheidend zur Grundlegung ihrer Bildung beitrugen. Während bei Menzius, dem im späten Konfuzianismus nach Konfuzius zweitwichtigsten „Heiligen“, berichtet wird, dass seine Mutter ihn mit Verweis darauf, dass ihre Arbeit am Webrahmen schließlich sein Studium finanziere, zumindest moralisch zum Lernen zwang, erscheint bei Ouyang Xiu, dem berühmten Gelehrten aus dem 11. Jh., die Mutter direkt als Lehrerin, die dem Sohn mit einem Schilfrohr Schriftzeichen auf den Boden schrieb. Dies setzt selbstredend voraus, dass sie selbst diese beherrschte. In der Tat wurde seit der Song- und Yuan-Zeit (10. – 14. Jh.) die mütterliche Erziehungsfunktion in Biographien herausragender Männer geradezu zum literarischen Topos, auch wenn schon seit Liu Xiangs Frauenbiographien belegt. Dabei galt es als selbstverständlich, dass die Mütter in den kanonischen Schriften, deren Kenntnis die Grundlage für die Teilnahme an den Beamtenprüfungen bildete, ebenso bewandert waren. M.a.W.: Obwohl die Beamtenprüfungen eine exklusiv männliche Domäne waren, hatten diese Mütter dennoch die dafür nötigen Kenntnisse erworben und folglich keine nur frauenspezifische Bildung erhalten. In der Ming-Zeit (14. – 17. Jh.) wurde diese mütterliche Tutorenfunktion sogar von Staats wegen anerkannt, während andererseits vermutlich zur gleichen Zeit der berühmt-berüchtigte Satz aufkam: „Wenn eine Frau kein Talent hat, so ist dies tugendhaft“. Dies zeigt die dem Konfuzianismus inhärente Spannung zwischen gebildeter Mutter und tugendhaft-unwissender Frau auf bzw. das Grunddilemma, wie Bildung und Tugend bei Frauen korrelieren sollten. Da Frauenbildung nie ein Wert an sich war, wie dies im Falle der Männer zumindest prinzipiell zugestanden wurde, sondern nur über die Funktionalisierung für männliche oder familiäre bzw. seit dem späten 19. Jh. für nationale Belange legitimiert werden konnte, kreiste die Diskussion nicht nur um das Ob der Frauenerziehung, sondern auch um das Wie. Dabei war das Bemühen ersichtlich, jeweils zu definieren, wie viel Bildung für Frauen nötig sei – und wieweit sie gehen dürfe, denn zu viel

Bildung bzw. das Erlernen des „Falschen“ wurde als gefährlich angesehen. Schließlich warf die definitive Tatsache, dass Frauen von den Beamtenprüfungen ausgeschlossen waren, die Frage auf, was sie, wenn gebildet, denn damit anfangen sollten. Die gesellschaftliche Norm forderte, dass eine Frau im Haus zu bleiben habe. Berufstätigkeit – zumindest außerhalb des Heimes – war somit nicht vorgesehen. Während einige Männer Schriftstellerei, primär Dichten, Malerei und Kalligraphie als Bildungs-Anwendungen akzeptierten, ging dies anderen Männern zu weit. Ihre Kinder kompetent zu erziehen, war da ein unproblematischer Anwendungsfall.

Ein unabhängiges Verfolgen von Bildungsinteressen durch Frauen war schon deshalb schwierig, weil Frauenbildung im alten China ausschließlich im Rahmen bzw. unter den Augen der Familie von statten ging. Da die Frau i.d.R. später aus der Familie ausheiratete, wurde ihre Erziehung primär in den Dienst ihrer künftigen Aufgabe gestellt: ihrem Mann und den Schwiegereltern zu dienen, Kinder zu erziehen und den Haushalt zu führen bzw. in den obersten Schichten zumindest all diese Aufgaben kompetent anleiten zu können. Körperliche Arbeit galt dabei – anders als bei Knaben – als ein Muss. Entsprechend wurde den Mädchen neben moralischer Erziehung auch praktische Unterweisung zuteil, weshalb gerade bei Frauen der Begriff „Bildung“ nicht nur auf schriftlich Fixiertes eingegrenzt werden sollte. In den gebildeten Schichten wurde auf moralische Erziehung mehr Wert gelegt, in den unteren Schichten auf praktische, doch war beides stets gekoppelt. Für die moralische Unterweisung wurden in der Oberschicht zwar gelegentlich – wie erwähnt – die kanonischen Schriften herbeigezogen, in denen auch Knaben unterwiesen wurden, doch entwickelte sich schon früh eine eigene Spezies von Frauenerziehungsbüchern, häufig von Frauen verfasst.

Das erste und allgemein bekannteste Buch dieser Gattung stammte von Ban Zhao, einer hochgebildeten Frau aus der späten Han-Zeit (1. – 3.Jh.), die das offizielle Geschichtswerk über die frühere Han-Zeit (grob die zwei Jahrhunderte vor der Zeitenwende) ihres Bruders zu Ende schrieb und sich in vielerlei Hinsicht als Wissenschaftlerin einen Namen machte. Ihr Frauenbuch „Gebote für Frauen“ (*Nüjie*), um 100 n. Chr. entstanden, legte die Parameter fest, nach denen Frauenbildung in China betrieben werden sollte. Inhaltlich gliederte sie die Bildungsinhalte für die ideale Frau in vier Punkte, die später gemeinhin als die „4 Tugenden“ schlechthin bezeichnet wurden: Moral, Sprache, Verhalten und Arbeit, die jeweils

frauenspezifisch zu lehren seien. Konkret sollte nach Ban Zhao Frauentugend u.a. darin bestehen, ruhig, gelassen, rein, still, ordentlich, anständig und sittsam zu sein; Frauensprache bedeute, nicht unüberlegt zu sprechen, nicht zu lästern und nicht geschwätzig zu sein; Frauenverhalten zeige sich in Reinlichkeit, sei es bezogen auf den eigenen Körper, sei es, bezogen auf das Umfeld; Frauenarbeit schließlich erläuterte sie als Weben und Kochen und die generelle Haltung des Fleißigseins.

Ban Zhao ist für ihr Werk als „Vorreiterin der Frauenbildung“ gepriesen worden, weil sie überhaupt für die Bildung von Frauen eintrat. Immerhin schlug sie vor, Mädchen wie Knaben in den kanonischen Werken zu unterweisen. Ironischerweise – so mag man anmerken – ersetzten später häufig ihr Frauenbuch und Nachfolgewerke dann diese Ausbildung in kanonischen Werken in der Mädchenerziehung und verhinderten damit illustre Lebensläufe wie den von Ban Zhao selbst. Andere haben Ban Zhao jedoch verdammt, weil sie alles andere als einen „feministischen“ Entwurf lieferte: vielmehr plädierte sie für eine strenge Erziehung hin auf eine Dienstfunktion der Frau in der Familie, speziell der in der Familie des Mannes nach der Heirat. Schlüsselworte waren daher Ehrfurcht, Gehorsam, Nachgiebigkeit und die Sorge um innerfamiliäre Harmonie. Dieser Kodex galt für viele nachfolgende Generationen von Chinesinnen.

Während Ban Zhaos Werk für die Erziehung der Frau in China allgemein gedacht war, wandten sich spätere Autorinnen dezidiert an die Oberschicht. Dabei wurden z.T. die Inhalte der Frauenbildung noch genauer definiert als bei Ban Zhao. Dem der Tang-Zeit entstammenden Werk „Analekten für Frauen“ (*Nü lunyu*) aus dem 8. Jh. kann man z.B. entnehmen, dass die Erziehung im Frauenverhalten, also der dritten der oben erwähnten Vier Tugenden, genaue Vorschriften beinhalten sollte, wie man sich züchtig zu bewegen habe. Bei den Frauenarbeiten werden die Textilien und Techniken ebenfalls detaillierter aufgeführt: Jute, Seidenraupenzucht und Baumwolle seien der Frau zuzuordnen, welche sich ferner des Spinnens, Webens, Stickens, Nähens und Stopfens sowie natürlich des Kochens zu befleißigen habe. An geistiger Bildung wurde nun speziell die Kenntnis der Riten in den Vordergrund gerückt. Lieder und Gedichte jedoch seien – nach Auffassung dieses Tangzeitlichen Textes – unmoralisch. – Dieser letzte Punkt stellte, wie bereits angesprochen, auch unter männlichen Autoren einen Streitpunkt dar, obwohl man anmerken mag, dass einige der

berühmtesten chinesischen Frauen sich ausgerechnet durch Dichtung einen Namen machten. Allerdings waren unter den bekannten Dichterinnen nicht nur respektable Damen der Oberschicht, sondern auch Kurtisanen, wie seit dem frühen Mittelalter überhaupt weibliches Dichten gern mit dem Bild der *femme fatale* assoziiert wurde.

So kritisierte beispielsweise der Song-zeitliche Historiker Sima Guang, der im 11. Jh. „Musterregeln für die Familie“ (*Jiafan*) verfasste, weibliche Schriftstellerei, obwohl er den Mädchen immerhin empfahl, lesen zu lernen, damit sie einige kanonische Schriften und eben Ban Zhaos Frauenbuch verstehen könnten. Ähnlich argumentierte einige Jahrhunderte später der Historiograph Zhang Xuecheng in einer berühmt gewordenen Auseinandersetzung mit dem Förderer von Frauendichtung, Yuan Mei, Ende des 18. Jh.s. Kern dieser „Querelle des femmes“ war das Verhältnis von Moral und Talent, bzw. inwieweit vorhandenes Talent öffentlich werden dürfe. Die in der späten Kaiserzeit auftretenden Editorinnen von Frauengedicht-Sammlungen waren daher stets bemüht, sich von „zweifelhaften“ Autorinnen oder Sujets zu distanzieren.

Generell ist die Situation von Frauen und ihre Bildung ab der Song-Zeit (10.-13. Jh.) besser dokumentiert als zu früheren Zeiten. Wie neuere Forschungen zeigen, gab es offensichtlich durchaus Frauen – wenn auch stets als kleine Minderheit –, die schreiben und rechnen konnten und sogar beruflich tätig waren.

In der Yuan- und Ming-Zeit (13. – 17. Jh.) ging man, wie erwähnt, schon davon aus, dass Frauen der Oberschicht literarische Bildung erhielten, wie auch die sonst bzgl. Frauenfragen gern geschmähten Neokonfuzianer nicht an sich gegen eine Erziehung von Frauen waren, da Lesen und Schreiben erst die Kenntnis der Riten ermöglichte. Sie bemühten sich aber darum, diese Bildung „nicht ausufern“ zu lassen. Wie ein Qing-zeitliches Frauenbuch aus dem frühen 19. Jh. es formulierte: Es ist doch großartig, wenn Frauen lesen und schreiben können. Sie sind vernünftig, verstehen sich auf die Klassiker und ihr Ruhm ist schon zu Lebzeiten groß. Auch Generationen später sind sie weiterhin berühmt wegen ihrer herausragenden Fähigkeiten. Schmutzige und verderbte Bücher kommen dann gar nicht erst hinein ins Haus ... (*Nüfan jielu*) (vgl. Martin-Liao S. 144). Dies zeigt deutlich, dass die „richtige“ Bildung Präventivfunktion haben sollte, um nicht zu unerwünschten Ergebnissen zu führen.

Andererseits galt für die breite Masse der Chinesinnen der erwähnte Spruch der Ignoranz als Tugend.

Außerhalb dieses üblichen Rahmens standen Randgruppen wie Singmädchen, Kurtisanen bzw. Unterhaltungsdamen, die die gelehrte Kundschaft u.a. mit Gedichten zu amüsieren wussten. Die Tatsache, dass sie mit den Männern im außerfamiliären Zusammenhang Umgang hatten, ermöglichte ihnen eine größere Freiheit, Bildung zu demonstrieren. Auch buddhistische oder daoistische Nonnen konnten zuweilen als gebildete Lehrerinnen fungieren, die Laiinnen in religiösen Dingen unterwiesen, wie überhaupt der Inhalt der weiblichen Bildung nicht immer und überall nur auf die klassischen Frauenbücher beschränkt blieb, sondern auch das beinhalten konnte, was Männer sich aneigneten. Und dies bestand durchaus nicht nur in konfuzianischen Klassikern, sondern umfasste u.U. auch buddhistische und daoistische Schriften. Entscheidend war hier häufig die familiäre Tradition (*jiaxue*), an der ganz offensichtlich Töchter ebenso Anteil haben konnten wie Söhne und – nach der Heirat – diese dann in ihre neue Familie einbrachten.

Eine weitere weibliche Bildungsdomäne einer Randgruppe waren der Medizinbereich sowie diverse Praktiken von der Geomantik bis zum Handlesen. Insbesondere im medizinischen Bereich waren Frauen in einer Reihe von Situationen unersetzlich, da die Geschlechtertrennung insbesondere seit der Song-Zeit strikt gehandhabt wurde. Heilberufe waren daher einer der Ausnahmefälle, in denen Frauen auch im alten China eine Profession ausübten. Sie waren dabei nicht immer alphabetisiert, sondern erlernten ihr Gewerbe meist durch mündliche Einweisung, doch gab es spätestens ab der Ming-Zeit (14. – 17.Jh.) auch Autorinnen von Medizinbüchern. Im Übrigen war u.a. manche verarmte Witwe gezwungen, sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, der z.B. in der Errichtung einer Herberge bestehen konnte.

Frauen aus den unteren Schichten genossen zwar keine literarische Bildung, wurden jedoch in vielerlei praktische Tätigkeiten eingewiesen, wozu – neben der Hausarbeit und der Kindererziehung – vor allem Kleintierzucht und Textilverarbeitung gehörten. In China galt von alters her die Arbeitsteilung: der Mann pflügt, die Frau webt, auch wenn Frauen in der Praxis durchaus auch auf dem Feld halfen, z.B. Wassermühlen traten oder Teeblätter pflückten. Die typische Frauenarbeit war jedoch das innerhäusliche Herstellen von Textilien,

sei es aus Hanf, Seide oder der seit der Song-Zeit vermehrt verwendeten Baumwolle, obwohl zunehmende Kommerzialisierung gelegentlich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aufweichte (z.B. männliche professionelle Weber). In diesem Falle wurden die langwierigen, technisch weniger anspruchsvollen Arbeiten den Frauen zugewiesen, während die Männer die „angeseheneren“ Arbeitsschritte übernahmen und das Produkt auch vermarkteten.

Im 19. Jh. bekam die Frauenbildung in China eine neue Dimension durch die ersten regelrechten Mädchenschulen. Diese wurden seit Mitte des Jahrhunderts von westlichen Missionaren eröffnet. Dieser Schritt war die erste institutionelle Anerkennung der Legitimität weiblicher Bildung. Da die chinesische Bevölkerung darauf zunächst mit Ablehnung reagierte, rekrutierten sich die frühesten Schülerinnen aus Waisen und ärmsten Familien, denen die Missionare z.T. finanzielle Anreize boten, um ihre Töchter einschulen zu lassen. Hinzu kamen dann Töchter bekehrter Familien. Erst gegen Ende des 19. Jh.s konnten sich die christlichen Mädchenschulen allmählich von der gesellschaftlichen Missachtung befreien, so dass auch manche nicht-christliche „bessere“ Familie ihre Töchter einschulen ließ. Nicht zuletzt die strikten Regeln der christlichen Mädchenschulen sorgten für größeres Zutrauen. Häufig waren es Missionarsfrauen sowie die zunehmend nach China entsandten ledigen Missionarinnen, die Mädchenschulen eröffneten und dort lehrten. Nicht selten waren westliche Missionarinnen auch medizinisch ausgebildet, so dass sie durch erfolgreiche Behandlung chinesischer Patientinnen aus besseren Familien die Akzeptanz für einen Schulbesuch der Familientöchter erhöhen konnten. Die Curricula der Mädchenschulen, die zunächst am Modell der Mädchenschulen der jeweiligen Herkunftsländer der Missionare/Missionarinnen ausgerichtet waren und vor allem natürlich christliche Erziehung boten, wurden bald chinesischen Gegebenheiten angepasst. So nahmen chinesische Sprache, Literatur und Geschichte immer mehr Raum ein. Handarbeiten war ja auch im Westen ein typisches Mädchenschulfach, und da Sticken, Nähen u. ä. auch in China als Frauenarbeit (nügong) galten, wobei Sticken besonders in höheren Schichten Ansehen genoss, war dies ebenso Teil der Ausbildung. Ferner erhielten Mädchen aber auch – nach westlichem Muster – allgemeinbildenden Unterricht. Einige Fächer wie Mathematik passten durchaus zur chinesischen Vorstellung der Frau, nämlich der kompetenten Haushaltsmanagerin und sparsamen Hausfrau. Neu hingegen war der Turnunterricht, weswegen sich gerade die

Missionare besonders gegen das FüÙebinden stark machten und häufig ihren Schülerinnen dieses untersagten. Allerdings war sportliche Ertüchtigung auch in Knabenschulen ein Novum, da die bis ins chinesische Mittelalter hinein anerkannten martialischen Tugenden in der späten Kaiserzeit kein wesentliches Element der männlichen Bildung mehr darstellten.

Die Absolventen der Mädchenschulen wurden dann häufig als Lehrerinnen angestellt oder aber medizinisch ausgebildet. Lehrerin und Ärztin wurden damit die beiden ersten Frauenberufe im modernen Sinn in China, zumal sie auch historisch legitimiert waren und als Erweiterung traditionell Frauen zugeschriebener Aufgaben angesehen werden konnten. Mit deutlichem Abstand folgte dann das Schreiben, d.h. der Journalismus. Nachwirkungen dieser Professionalisierung sind noch heute in den beruflichen Präferenzen von Frauen auszumachen. Auf der unqualifizierten Ebene tradierten sich ebenso ältere Zuordnungen: so waren Frauen besonders in den neu entstehenden Textilfabriken häufig zu finden.

Frauenbildung wurde im Zuge der Reformbemühungen seit den letzten Jahren des 19. Jh.s dann zum Schlagwort. Inspiriert durch das Vorbild der Missionsschulen begannen auch Chinesen, privat Mädchenschulen einzurichten, die primär mit dem bereits erwähnten Argument legitimiert wurden, dass Chinas Schwäche mit der Unbildung der Frauen zu tun habe. Diese seien daher weder fähig, ihre traditionelle Rolle in der Familie adäquat auszuüben, da sie nichts von der Führung eines modernen Haushalts verstünden und auch ihre Kinder nicht kompetent erziehen könnten, noch füllten sie eine moderne Rolle aus, mit der Berufstätigkeit und finanzielle Unabhängigkeit verbunden wurde. Vielmehr seien Frauen lediglich lästige Parasiten der Gesellschaft.

Frauenbildung wurde somit nun in den Dienst der Nation gestellt und sollte Frauen zu idealen Müttern *und* Erwerbstätigen machen. Der Staat hielt sich zunächst zurück, doch wurde im Rahmen der allgemeinen Bildungsreform in den ersten Jahren des 20. Jh.s, der schließlich das gesamte Beamtenprüfungssystem zum Opfer fiel, 1907 auch die Errichtung eines staatlichen Mädchenschulwesens beschlossen. Damit war der Grundstein öffentlicher Mädchenbildung in China gelegt. Obwohl der Sturz der Monarchie 1911/1912 und die ersten Jahre der Republik einen zeitweisen Einbruch mit sich brachten, wuchs insgesamt die Zahl der Mädchenschulen rasch an. Dennoch wurde weiterhin nur ein kleiner Prozentsatz der Mädchen im Schulalter erfasst – mit regional starken Schwankungen. Die

Geschlechtertrennung blieb weitgehend erhalten, auch wenn in der Republikzeit koedukative Grundschulen eingerichtet wurden. Die Sekundarbildung blieb jedoch nach Geschlechtern getrennt, mit gesonderten Curricula für Mädchen.

Als im Zuge der 4. Mai-Bewegung 1919 die Frage der Partizipation von Frauen in der Gesamtgesellschaft in den Vordergrund rückte, kam auch die Koedukationsfrage neu auf die Tagesordnung. Schließlich wurden nach und nach auch die Universitäten für Frauen geöffnet, zumindest formal, doch zeigte sich schnell, dass nur wenige Frauen die Aufnahmeprüfungen bestanden. In der Analyse der Gründe machten engagierte Frauen darauf aufmerksam, dass die besonderen Curricula der Mädchenschulen gleiche Qualifikationen mit den Knaben verhinderten, weswegen gleiche Lehrinhalte gefordert wurden.

In der Republikzeit begannen Frauen zunehmend, in diverse Professionen einzudringen. Die ersten Karrierefrauen machten von sich reden. Neben „typischen“ Feldern wie Erziehung und Medizin gab es z.B. auch erste Bankerinnen und Anwältinnen, doch blieben auch jetzt noch lebenslang berufstätige Frauen die Ausnahme. Häufig waren sie – gewollt oder nicht – alleinstehend und hatten – wie oral-history-Projekte unlängst zu Tage förderten (Wang Zheng) – keinen leichten Stand in der Gesellschaft, mit deren tradierten Normen sie gebrochen hatten. Auch von politischer Seite wurden sie nicht gestützt, weder von den Nationalisten noch von den Kommunisten. Während erstere in den 30er Jahren wieder den Rückzug der Frauen ins Heim propagierten und nur während des Krieges 1937-1945 notgedrungen Frauen als Arbeitskräfte rekrutierten, ordneten die Kommunisten die Frauenfrage schnell dem revolutionären Kampf unter.

Mit Gründung der Volksrepublik veränderte sich die Situation. Offiziell verkündete man die Gleichstellung der Geschlechter – auch im Bildungswesen. Koedukation wurde von Staats wegen eingeführt und die Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt prinzipiell angestrebt, wenn auch – je nach wirtschaftlicher Situation – nicht mit gleichbleibender Intensität betrieben. Den Höhepunkt der staatlichen Angleichungspolitik markierte die Kulturrevolution mit der Parole: „Was Männer können, können Frauen auch“. Entsprechend beeindruckt zeigten sich etliche westliche Besucher in den 70er Jahren, zumal ihnen von allen befragten Frauen versichert wurde, dass die Gleichheit der Geschlechter im revolutionären China verwirklicht sei. Feminismus benötige man daher nicht.

In der Tat bedingte die staatliche gelenkte Angleichungspolitik, dass formal eine nie dagewesene Zahl chinesischer Frauen in diversen Professionen zu finden war, doch hatte diese forcierte Angleichung unter dem Leitbild der „eisernen Mädchen“ auch ihre Schattenseiten, z.B. gesundheitliche Probleme bei körperlicher Schwerarbeit. Außerdem war die berufliche Ausbildung für beide Geschlechter häufig rudimentär. Andererseits ist in letzter Zeit die seit der Reformperiode – in Abgrenzung zur maoistischen Zeit – vorgebrachte Grundsatzkritik am Erbe der Kulturrevolution auch in bildungspolitischer Hinsicht in Frage gestellt worden. Zwar wurde das formale Bildungssystem in der Kulturrevolution praktisch aufgelöst, doch hätten z.B. die Landverschickung chinesischer Jugendlicher und der intensive Kontakt mit den ländlichen Gegebenheiten Chinas eine Generation für konkrete Problemlösungen sensibilisiert und damit eine praktische Ausbildung mit sich gebracht, die durchaus messbar nützlich für Chinas wirtschaftliche Entwicklung gewesen sei. Und auch Frauen hätten davon profitiert. Zumindest ist – statistisch gesehen – die Neigung zur Berufstätigkeit bei der entsprechenden Altersgruppe besonders stark.

Einigkeit besteht jedoch darin, dass die Reformperiode für die Frauen sehr gemischte Resultate hervorbrachte. Einerseits war noch nie ein so hoher Prozentsatz von Mädchen eingeschult, andererseits wurden Frauen die Hauptbetroffenen von Entlassungen und genereller Arbeitslosigkeit.

Seit dem Wegfall der maoistischen „eisernen Reisschale“, die jedem ein Auskommen garantierte, wurden die Frauen in den freien Wettbewerb geworfen. Schlechterer Ausbildungsstand sowie Kindererziehungszeiten und familiäre Belastungen waren und sind Vorwände, weniger Frauen als Männer einzustellen. Staatliche Vorgaben wie das Gesetz zum Schutz der Rechte von Frauen vom Anfang der 90er Jahre hatten neben positiven Seiten, etwa im Gesundheitsschutz, auch unerwünschte Effekte, da viele Arbeitgeber – nicht zuletzt Staatsbetriebe(!) – darauf verweisen, dass Frauen dadurch noch teurer und somit unattraktiver als Arbeitskräfte werden. Dem folgen die Ausbildungsstätten, indem sie bereits bevorzugt Männer aufnehmen, da diese nach dem Abschluss leichter auf Stellen zu vermitteln seien.

Die Konsequenz ist, dass Mädchen ihrerseits bereits in der Schullaufbahn die Weichen anders stellen als Knaben. In einer 1996 veröffentlichten Analyse von Umfragen unter Abgängern unterer Mittelschulen im städtischen Bereich wird deutlich, dass Mädchen bei

gleicher Begabung und gleichem Leistungsniveau den Fortgang ihrer Schullaufbahn, also den Übergang zur Sekundarstufe II, anders planen. Da in China in der Reformära die vorher weitgehend einheitlich gestaltete Schulbildung stärker diversifiziert wurde, wenden sich viele Mädchen nach dem Abgang von der unteren Mittelschule berufsorientierten Schulen zu. Nur relativ wenige entscheiden sich für eine allgemeinbildende höhere Mittelschule und finden dann den Weg in die Universitäten. Und auch diejenigen, die ein Universitätsstudium angehen, konzentrieren sich in „typischen“ Fächern wie Lehrerausbildung oder Geisteswissenschaften.

Die meisten Mädchen entscheiden sich aber für eine berufsorientierte Ausbildung, die sie recht schnell auf den Arbeitsmarkt führt. Außerdem ist eine „zu gebildete“ Frau in China auf dem Heiratsmarkt oft benachteiligt. Auch sind die Berufsaussichten für weibliche Universitätsabgänger beispielsweise generell weit weniger günstig als die ihrer männlichen Kollegen, da viele Arbeitgeber prinzipiell Männer einstellen. Während bei den besten 10% der Schüler die Geschlechterdifferenz in der Planung der weiteren Schullaufbahn nicht so ausgeprägt ist, zeigte sich in der Studie die ansonsten deutliche Differenz zwischen den Optionen, die Mädchen und Jungen ergriffen. Dies führt dazu, dass sich an der geschlechtsspezifischen Professionalisierung wenig ändert. Selbst im obersten Segment, also bei den Frauen, die im akademischen Bereich tätig sind, ist festzustellen, dass auch hier typischerweise Frauen in die weniger angesehene Lehre gedrängt werden, während die Forschungsaufgaben tendenziell Männern zugeordnet sind.

Obwohl die KPCh sich seit ihrer Gründung die Gleichstellung der Geschlechter auf die Fahnen geschrieben hat und die Tatsache, dass selbst nach über 50 Jahren ihrer Herrschaft diese immer noch nicht verwirklicht ist, gern mit „feudalen Traditionen“ begründet, hat sie selbst in ihren Führungspositionen einen bezeichnend marginalen Frauenanteil. Traditionelle Elemente haben an der Situation der Frauen im heutigen China mit Sicherheit einen Anteil, aber politisch-gesellschaftliche Strukturen der Gegenwart mindestens ebenso viele.

Richtet man schließlich den Blick nach Taiwan als „chinesischer Alternative“, so ergibt sich ein in mancherlei Hinsicht abweichendes Bild. Einerseits wurden hier traditionelle Normen nicht Gegenstand der ideologischen Kritik wie in der Volksrepublik, andererseits haben japanische Kolonialzeit und Industrialisierung sowie natürlich die viel geringere Größe von

Land und Bevölkerung dazu geführt, dass Mädchen grundsätzlich gute Zugangsmöglichkeiten zu Bildung haben. Selbst in den Universitäten stellen Frauen immerhin über 40% der normalen Studenten und somit erheblich mehr als in der Volksrepublik (gut 30%), was u.a. damit zu tun hat, dass dort Studienplätze rar und entsprechend heiß umkämpft sind. Geschlechtstypische Fächerwahl ist jedoch auch in Taiwan zu beobachten, wo die meisten Studentinnen Human- und Sozialwissenschaften wählen. In der beruflichen Bildung sind besonders Wirtschaft, Lehrerausbildung und Hauswirtschaft beliebt. Berufstätigkeit ist heute weit verbreitet, insbesondere bei höher ausgebildeten Frauen, wobei der für Industrieländer typische M-Verlauf, also Abfall der Berufstätigkeit in der mittleren Phase, sprich der Kindererziehungszeit, zu beobachten ist. Die meisten Frauen sind in der Privatwirtschaft beschäftigt. Typischerweise arbeiten Frauen in Familienbetrieben, die allerdings oft männlicher Leitung unterstehen. Obwohl diese Frauen entscheidend zum Familiensalär beitragen, gibt ihnen dies nicht automatisch das Recht, über dieses Einkommen auch zu verfügen. Vielmehr fördern sowohl gesetzliche Vorgaben wie traditionelle Vorstellungen das Bewusstsein, dass die Frau mit ihrer Arbeit nur ihre natürlichen Pflichten für die Familie erfülle, auch wenn die allerjüngsten Entwicklungen seit Regierungsantritt der Demokratischen Fortschrittspartei im Jahre 2000 einen Schub in der Gesetzgebung für Frauen bewirkt hat. Der Anteil unverheirateter berufstätiger Frauen ist signifikant gestiegen und bildet in gewisser Weise ein Echo zu Entwicklungen der Republikzeit. Während Frauen in Taiwan bildungsmäßig stark aufgeholt haben, ist dennoch das Erbe der Vergangenheit in den gesellschaftlichen Strukturen und der Mentalität weiter deutlich spürbar. Die häufig postulierte simple Relation von Berufstätigkeit und Emanzipation ist daher auch im Falle Taiwans problematisch.

Die taiwanesischen Schriftstellerin und zeitweilige Kulturbürgermeisterin Taipeis, Long Yingtai, bemerkte denn auch einmal nach einem Besuch der Volksrepublik, dass das erste, was bei einem Austausch über Frauenfragen zwischen Taiwanesischen und Festländerinnen deutlich werde, sei, dass jede Seite die gleichen Begriffe verwende, sich jedoch z.B. unter „Emanzipation“ jeweils etwas anderes vorstelle. Während die Taiwanesischen sich primär von familiärer Bevormundung bedrückt fühlten, wehrten sich die Festländerinnen gegen die permanente Einmischung des Staates. Long Yingtai zog daraus die Lehre, dass der konkrete

Bedeutungsgehalt von Begriffen kontextabhängig ist und Emanzipation – allgemein gesprochen – wohl schlicht bedeute, selbst über sich entscheiden zu können. Bildung ist zwar eine notwendige Voraussetzung für die gesellschaftliche Aufwärtsmobilität, und gerade die anhaltende Nachfrage nach Erwachsenenbildung unter Frauen beiderseits der Taiwanstraße zeigt deren diesbezügliches Bewusstsein, doch ist Bildung allein nicht hinreichend für eine gleichberechtigte Stellung in der Gesellschaft. Solange Frauen nicht selbst an den Entscheidungsprozessen teilhaben und ihre eigenen Interessen vertreten können, ist sehr fraglich, ob hier ein grundsätzlicher Wandel eintreten wird.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!